

Erinnerungen eines Kriegsgefangenen

Die Last des Datums

Hi. Abend 1946.

Podgorica, damals noch Titograd, die Hauptstadt von Monte Negro, lag an diesem 24. Dezember nicht im weihnachtlichen Winterkleid. Zum einen, weil es in dieser Gegend in den Niederungen kaum einen richtigen Winter gibt, zum anderen, weil die Montenegriner als Griechisch-Orthodoxe das Weihnachtsfest erst am 6. Jänner feiern. Trotzdem, es war kalt und regnerisch, als ein langer Zug von etwa 200 abgehärmten, mutlosen Gestalten im Morgengrauen in nordwestlicher Richtung die Stadt verließ. Es waren ehemalige Soldaten der deutschen Wehrmacht, Deutsche, Österreicher und Volksdeutsche aus dem Banat/Jugoslawien. In mäßigem Tempo bewegte sich diese Karawane einem unbekanntem Ziel entgegen, begleitet von Wachmannschaften der Jugo- Armee.

Ein ganz normaler Vorgang, der sich immer wieder ereignet im Dasein eines Kriegsgefangenen. Die Habseligkeiten hat jeder auf seinem Rücken mitgetragen. Viel war es ja nicht. Das wichtigste das Kochgeschirr, ein Stück von einem Mantel oder Windjacke zum Zudecken, ein Stück Karton oder Zementsack als Unterlage für die Nacht. Die Uniformen waren arg mitgenommen nach mehr als einem Jahr Waldarbeit in der Woiwodina, vor allem im letzten Winter. Die vergangenen drei Monate waren Aufräumarbeiten auf einer riesigen Ebene südlich von Podgorica zu machen, zum großen Teil bei sengender Hitze. Die Unterbringung war entlang eines ausgetrockneten Flussbettes in Konglomerathöhlen, welche das Wetter offenbar in früheren Zeiten ausgewaschen hatten. Am meisten mitgenommen war das Schuhzeug, hier war die Möglichkeit, selber etwas zu reparieren, am geringsten. Bei den Uniformen ging das insofern etwas besser, weil es immer wieder möglich war, Leinen von den Versorgungsfallschirmen der Amis während des Krieges aufzutreiben, die in ihre Bestandteile zerlegt ideale und reißfeste Fäden zum Flickern ergaben.

Mittlerweile erreichte die Kolonne eine kleine Stadt namens Danilovgrad. Es ist auch durchgesickert, wohin die Reise gehen soll, ins Zeta Tal. Wie sich später herausstellte, war geplant, bis Glava Zeta (Zeta Kopf) eine Straße zu bauen, um die dortige große Quelle für ein Kraftwerk zu nutzen. Zu Essen gab es an diesem Tag nicht viel, vor dem Abmarsch in der Früh irgendeine schwarze Brühe namens Kaffee und ein Stück Brot. Die Wachmannschaft verhielt sich korrekt, war auch kein Anlass für Schikanen. Etwa 25 bis 30 km waren an diesem Tag zurückzulegen. Das Wetter hat sich nicht gebessert, es war nach wie vor kalt und nass. Wie schon erwähnt, gibt es in dieser Region in den Niederungen kaum einen Winter. Wenn es schneit, dann nur so viel, dass es weiß ist, und bis Mittag ist alles wieder weg. Aber die Bora, der berühmte Adriawind, der zeigt was er kann. Oftmals tagelang ohne Unterbrechung und das bei gleich bleibender Stärke, nicht böig oder stoßartig, wie man Starkwinde bei uns kennt. Er geht durch Mark und Bein und treibt einen fast zur Verzweiflung.

In das Zetatal führt nur ein schlechter Trampelpfad, ist auch ganz dünn besiedelt. Ab und zu ein kleines Bauernhaus, meist aus Stein gebaut mit nur einem Raum. Unweit davon ein ähnlicher Bau ohne Fenster als Stall für die wenigen Tiere. Das Tal ist nicht sehr breit, etwa 50 bis 80 Meter, ganz eben scheint ein guter Boden zu sein und wird landwirtschaftlich genutzt. Die Hänge zu beiden Seiten sind total verkarstet – eine Folge rücksichtsloser

Abholzung zur Römerzeit – sie weisen keinen Bewuchs auf außer einigen wenigen Granatäpfelsträuchern. Die vorerwähnten „Bauernhäuser“ sind im Abstand von einigen hundert Metern deutlich oberhalb der Talsohle am Hangfuß errichtet.

Der Marsch führte schon einige Zeit durchs Tal flussaufwärts. Steigung gab es aber so gut wie keine. Der Tag geht zu Ende. Auch in diesen Breitengraden macht sich das zur Zeit der Wintersonnenwende deutlich bemerkbar.

Die Wachmannschaft hatte offenbar den Auftrag, die Gefangenen in den vorhandenen Hütten und Ställen unterzubringen. Das war natürlich nur in kleineren Gruppen möglich. Die Nacht hat sich inzwischen über das Geschehen gesenkt. So gut es ging, versuchten die Kameraden, mit denen zusammen zu bleiben, die sich aus der Militärzeit oder aus früheren Lagern kannten. Unsere Gruppe von etwa 40 Mann wurde in einen Stall eingewiesen. Der Raum war etwa 8 mal 4 Meter groß, hatte nur Erdboden und keine Fenster. Der Stall war aber nicht ganz leer, ganz hinten in einer Ecke befanden sich – Ironie des Schicksals – ein Ochs und ein Esel. In Bethlehem waren Ochs und Esel ja auch dabei in der heiligen Nacht. Für die Bauern in Monte Negro sind – neben ein paar Schafen und Ziegen – Ochs und/oder Esel als Arbeits- und Tragetiere ganz wichtig. Im Stall herrschte nun ein Gedränge mit Murren und Stoßen, es war stockdunkel. Es dauerte einige Zeit, bis jeder einen Platz neben seinem Kameraden hatte. Dicht gedrängt, Mann an Mann, war der ganze Boden mit müden Leibern bedeckt. Müdigkeit deckte Feuchte, Kälte und Hunger gnädig zu. Es wird ganz ruhig.

Da plötzlich ertönte „Stille Nacht Heilige Nacht“ unter einer schäbigen Zudecke hervor, es war der Günther, ein Frisör aus dem Rheinland, immer schon etwas vorlaut. „Hör auf, du Blödmann“ kommt es von der anderen Seite des Stalles aus der Dunkelheit. Günther hörte nicht auf, es kamen noch viele Stimmen dazu. Die zweite Strophe wurde nicht mehr zu Ende gesungen, es wurde immer ruhiger, bis der Gesang ganz aufhörte. Manche Stimme wird wohl in Tränen erstickt sein. Bei den Jungen, die vor kurzer Zeit noch in der Heimat bei der Familie sein konnten, oder den etwas Älteren, die Frau und Kinder zu Hause hatten und oft nicht wussten, ob sie noch am Leben sind und wie es ihnen geht, hat dieses Erlebnis tiefste Betroffenheit ausgelöst.

Der nächste Tag 25. Dezember war ausgefüllt mit der Beschaffung von Strauchwerk und Schwachholz, um die Unterkunft etwas zu verbessern. Das Wetter war etwas freundlicher, ein bisschen Schlaf vergangene Nacht hatte auch eine wohltuende Wirkung. Das gegenseitige Mutmachen, die eine oder andere Aufmunterung, haben den kleinen Funken Hoffnung wieder zum Leben erweckt. Ohne die Hoffnung auf eine Heimkehr gab es kein Überleben. Das Erlebnis der vergangenen Nacht wurde nicht mehr erwähnt.

Die Hoffnung und der Glaube gepaart mit dem Durchhaltevermögen ist ein Geschenk des Himmels. So gesehen kann man sagen, dass das Christkind auch zu den scheinbar von Gott und der Welt Verlassenen gekommen ist. Die Geschenke waren nicht fein säuberlich in buntes Papier verpackt, es war die Zuversicht, der Mut und die Ausdauer, dereinst wieder in die Heimat zurückkehren zu können. Es sollte allerdings noch mehr als zwei Jahre dauern.

Niedergeschrieben im Dezember 2004
von Franz Purner, geb. 1925

